

# Muss die Familie ein Universum sein, wenn zwei Welten darin Platz finden wollen?

## Familienbeziehungen zwischen tauben Kindern und hörenden Eltern

VON SWANTJE MARKS UND HENRIKE SCHMITZ

**Was braucht eine ‚hörende Familie‘ mit einem tauben Kind, um vertrauensvolle und offene Beziehungen führen zu können? Welche Einstellungen gegenüber Gebärdensprache und Taubenkultur sollten hörende Eltern haben, um eine stabile Beziehung zu ihrem tauben Kind aufbauen zu können? Welche Perspektiven haben taube Kinder hörender Eltern auf diese Fragen? Und welche Perspektiven haben die hörenden Eltern?**

**Um uns diesen Fragen zu nähern, führen wir im vorliegenden Artikel Erkenntnisse aus unseren beiden Bachelor-Arbeiten zusammen (Marks 2014 und Schmitz 2014) und verknüpfen sie zu neuen Überlegungen. Hierbei werden zwei Perspektiven gegenübergestellt: die Perspektive erwachsener tauber Kinder und die Perspektive hörender Eltern erwachsener tauber Kinder. Fokussiert wird dabei u. a. auf Fragen nach innerfamiliärer Kommunikation, nach stabilen Familienbeziehungen und auch nach unterschiedlichen Bedürfnissen und kulturellen Differenzen, die in einer ‚taub-hörenden Familie‘ aufeinandertreffen.**

### 1. Einleitung

Dass die Lebensform „Familie“ hohen Ansprüchen genügen muss, ist allseits bekannt. Kinder haben Bedürfnisse, das Gleiche gilt für die Eltern, und von außen wirkt die Gesellschaft mit Erwartungen auf die Familien ein. Was bedeutet es für eine Familie, wenn darüber hinaus zwei Muttersprachen und zwei Kulturen in ihr

aufeinandertreffen? Kann eine Familie sich zu einem Universum ausdehnen, um Platz für zwei Welten, die taube und die hörende Welt, zu schaffen?

Die beiden Bachelor-Arbeiten von Marks (2014) und Schmitz (2014) beschäftigen sich mit solchen Fragen. Marks nimmt die Perspektive erwachsener tauber Kinder hörender Eltern unter die Lupe. Schmitz hingegen befragt hörende Eltern erwachsener tauber Kinder nach ihren Erfahrungen und danach, wie Letztere sich im Laufe der Zeit auf ihre Einstellungen gegenüber tauben Menschen ausgewirkt haben.

Die beiden Arbeiten ergänzen sich auch hinsichtlich des Zeitaspekts: So beschäftigt sich Schmitz (2014) mit den Erfahrungen hörender Eltern über den gesamten Zeitraum des Heranwachsendens und Erwachsenwerdens des eigenen Kindes seit der Diagnose Taubheit/Schwerhörigkeit. Marks (2014) hingegen analysiert die Perspektive der erwachsenen tauben Kinder vor allem in der aktuellen Familiensituation.

Weder der zeitliche noch der perspektivische Aspekt sind in den Interviews der Arbeiten vollständig voneinander getrennt. Denn selbstverständlich erzählen die erwachsenen Kinder auch von Erfahrungen aus ihrer Kindheit und Jugend, ebenso wie die Eltern von der aktuellen Familiensituation berichten. Die unterschiedlichen Perspektiven der Arbeiten überschneiden sich insofern, als die Eltern versuchen, sich in die Situation ihrer Kinder hineinzuversetzen, ebenso wie die Kinder in die ihrer Eltern. So fließt in beide Perspek-

tiven die jeweils andere mit ein, auch wenn Eltern und Kinder dabei letztlich natürlich nur von ihrer eigenen Wahrnehmung ausgehen können.

So unterscheiden sich die Arbeiten zwar im Fokus der Fragestellung und in der methodischen Umsetzung – es zeigt sich aber, dass sie dennoch ineinandergreifen und aus den jeweiligen Ergebnissen Schlussfolgerungen gezogen werden können. Auch wenn die vorliegenden Ergebnisse aufgrund der methodischen Voraussetzungen nicht repräsentativ sind, so lassen sich doch interessante Hypothesen ableiten.

### 2. Begriffsklärung

Um zu verstehen, welche Bedingungen eine Familie mit einem tauben Kind braucht, um stabile Beziehungen aufbauen und führen zu können, wird im Folgenden dargelegt, von welchem Verständnis der Begriffe „Beziehung“ im Allgemeinen und „Familienbeziehung“ im Besonderen wir ausgehen. Anschließend gehen wir spezifisch auf Familienbeziehungen ein, in denen ein taubes Kind in einer ‚hörenden Familie‘ aufwächst. Und zum Schluss wird geklärt, welche Rolle den „Einstellungen“ der Eltern in den jeweiligen Familienbeziehungen zukommt.

Der Begriff „taub“ wird hierbei unabhängig vom medizinischen Grad der Hörbehinderung verwendet. Stattdessen geht es um Menschen, die sich als taub identifizieren. In diesem Sinne ist die Zugehörigkeit zur Taubengemeinschaft als einer (unterdrückten) sprachlich-kulturellen Minderheit ausschlaggebend. Ein solches Verständnis des Taubseins entspricht der Perspektive des Kultur- und Sprachmodells nach Ladd

(2008, 15 f.). Taube Menschen können in diesem Sinne über drei Kommunikationsformen verfügen: Laut-, Schrift- und Gebärdensprache (Gotthardt-Pfeiff 1999, 8, 11).

### **2.1. Beziehung im Allgemeinen und Familienbeziehungen im Besonderen**

Lenz (2009, 9 ff.) sieht „Beziehung“ als Interdependenz und meint damit, dass die Personen sich gegenseitig beeinflussen und Erwartungen aneinander haben. Beziehungen stellen gleichzeitig auch emotionale Bindungen zwischen Personen dar, die sich in Liebe, Zuneigung und Vertrauen, aber auch in Hass, Rachegefühlen, Eifersucht oder gemeinsamem Leid ausdrücken können. Das heißt, dass Beziehungen sowohl fördernde, schützende, hilfreiche als auch einschränkende, schädigende oder belastende Wirkungen haben können. Das große menschliche Bedürfnis nach persönlicher Sicherheit kann durch das Eingehen von Beziehungen befriedigt werden.

Ein wesentlicher Faktor der Beziehungsgestaltung ist die Sprache, die überhaupt erst ermöglicht, bewusst und kontrolliert mit zwischenmenschlichen Beziehungen umzugehen. Haben Personen die Möglichkeit, kommunikativ auf die sprachliche Mitteilung ihres Interaktionspartners zu reagieren, kann eine Beziehung im Sinne einer Interaktion zwischen ihnen aufgebaut werden. Voraussetzung dafür ist, dass gleich zu Beginn der Beziehungsgestaltung Sprache eingesetzt wird (Voit 1977, 20, 78). Zudem ist eine gemeinsame Sprache essenziell, um sich einer Beziehung zugehörig fühlen zu können (Hausendorf 2000, 3, 36).

Die Beziehungen innerhalb einer Familie sind in besonderem Maße von emotionaler Bindung geprägt. In diesem Sinne wird Familie als intimes, menschliches Beziehungssystem verstanden (Hantel-Quitmann 2013, 94 f.).

Zwischen Eltern und ihren Kindern kann ein sogenanntes intergenerationalen Spannungsfeld entstehen (Gloger-Tippelt 1997, 83). In diesem Sinne ist die Familie eine sich wandelnde, soziale Struktur, da sich jedes Familienmitglied mit dem Älterwerden entwickelt, sodass sich Bedürfnisse, Aktivitäten, Kompetenzen, Interessen und der soziale Umgang verändern. Gleiches gilt für die Wertvorstellungen oder Ansprüche an den Umgang mit der eigenen Familie und an die Beziehungen innerhalb der Familie (ebd., 84 f.).

Familiäre Beziehungsbedürfnisse zu befriedigen ist wichtig für die Beziehungsgestaltung innerhalb einer Familie. Erfüllt werden können sie durch eine gemeinsame Orientierung, z. B. das Gefühl, dazuzugehören bzw. teilhaben zu können, eine klare und direkte Ansprache, positives Problemlösungsverhalten, Wohlbefinden, Anerkennung, Respekt bzw. Akzeptanz, Flexibilität oder Anpassungsfähigkeit (Eckert 2012, 37 ff., 49). Wichtige Aspekte einer Familie sind nach Widmer und Bodenmann (2008, 168, 181) außerdem: emotionale Sicherheit, Geborgenheit, Bindung und Liebe sowie klare Strukturen, Grenzen, Regeln und altersangemessene Einbindung der Kinder.

### **2.2. Beziehungen in ‚taubhörenden Familien‘**

Taube Kinder haben zumeist hörende Herkunftsfamilien: Neunzig Prozent der tauben Kinder wachsen in ‚hö-

renden Familien‘ auf (List 2006, 109). Die ‚hörende Familie‘ kommuniziert in aller Regel in einer Lautsprache als dominanter Sprache. Ihr Leben und Erleben basiert zu einem überwiegenden Teil auf akustischen Wahrnehmungen: die Familienmitglieder rufen sich gegenseitig, die Haustürklingel ertönt, das Telefon klingelt, Unterhaltungen werden nicht unbedingt immer mit Blickkontakt geführt, Musik ist ein von allen geteiltes Kulturgut – um nur ein paar Alltagsbeispiele zu nennen. Alle diese familiären Selbstverständlichkeiten werden in Frage gestellt, wenn ein taubes Kind in die Familie eintritt.

„An Taubheit grenzende Schwerhörigkeit“ – für viele hörende Eltern bricht mit dieser Diagnose zum Hörstatus ihres Säuglings oder Kleinkindes erst einmal eine Welt zusammen. Verzweiflung und Angst vor der noch ungewissen Bedeutung dieser Diagnose können eine Krise auslösen, den sogenannten Diagnose-Schock. Ihm folgt zumeist ein Trauerprozess, in dem die Eltern sich von dem Bild, das sie vorher von ihrem Kind hatten, verabschieden und es möglichst so akzeptieren lernen müssen, wie es ist. Diese Zeit stellt für die Eltern ein „kritisches Lebensereignis“ dar (vgl. Hintermair & Horsch 1998). Bei hörenden Eltern tauber Kinder kann davon ausgegangen werden, dass sie vor der Diagnose ihres Kindes kaum oder gar keine Berührungspunkte mit dem Thema „Taubheit“ hatten. Sie werden daher in dieser Zeit das erste Mal mit Taubheit, Taubenkultur und Gebärdensprache konfrontiert. Durch die Umorientierung und Neuorganisation des gesamten Familienlebens können die Beziehungen innerhalb der Familie verunsichert oder gestört werden (Hackenberg 1992, 11 f.).

Der Familienalltag und das Zusammenleben in einer ‚hörenden Familie‘ verändern sich mit dem Dazukommen eines tauben Kindes. Eine grundlegende Veränderung innerhalb der Familie wäre z. B., dass die Familienmitglieder anfangen, miteinander zu gebärden, um das taube Kind zu integrieren (Gotthardt-Pfeiff 1999, 17 f.). Die Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Gehörlosen und Schwerhörigen e. V. (1998, 41) betont außerdem, wie wichtig es ist, dass Eltern ihre Kinder genau beobachten und auf deren Kommunikationsbedürfnisse eingehen. Demgegenüber wird jedoch bezweifelt, dass in Familienbeziehungen ‚hörender Familien‘ in ausreichendem Maße auf die Bedürfnisse tauber Kinder eingegangen wird: Zunächst einmal ist die Beziehung zwischen Eltern und Kind aufgrund des Diagnoseschocks der Eltern gestört (Jókay 1995b, 478; Gotthardt-Pfeiff 1999, 20). Eltern wünschen sich zudem oft, dass sich ihr Kind möglichst so ‚normal‘ entwickelt wie hörende Kinder, und versuchen daher, ihr Kind hauptsächlich lautsprachlich zu fördern (Prillwitz 1986, 25). Hinzu kommt, dass sie ihre eigene Perspektive und ihren Erfahrungshorizont auf den ihres Kindes projizieren, da sie sich als sprechende Menschen in der Regel eine nicht auf Lautsprache ausgerichtete Lebenswelt kaum vorstellen können. Die Folge ist, dass die Mehrheit der tauben Kinder sich mit ihren hörenden Eltern meist nur oberflächlich, also über Alltagsbezogenes oder notwendige Handlungen, verständigen kann (Gotthardt-Pfeiff 1999, 20). Nach Ahrbeck (1997, 99 ff.) gibt es zu wenige Eltern und Geschwister, die sich darüber hinaus mit kommunikativen Möglichkeiten zur Verständigung mit

tauben Familienmitgliedern auseinandersetzen. Selbst wenn es in den letzten zwanzig Jahren zu einer zunehmenden Öffnung und Akzeptanz gegenüber der Gebärdensprache gekommen ist, sind die Hürden für Familien, die Gebärdensprache lernen und im familiären Alltag verwenden möchten, sehr hoch. Albers (2011, 67) hingegen betont, dass die Gebärdensprache äußerst wichtig für die Kommunikation in der Familie ist.

### 2.3. Einstellungen

Mitentscheidend dafür, wie Eltern die Beziehung zu ihren (tauben) Kindern gestalten, sind die Einstellungen, die sie mitbringen und zwar sowohl ganz grundlegend in Bezug auf ihr Verständnis von Familie, Elternschaft und Erziehung als auch konkret, was ihre Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung und tauben Menschen anbelangt (Cloerkes 2007, 104 ff.).

In einer klassischen Definition zu „Einstellung“ heißt es bei Allport (1935, 810): „An attitude is a mental and neural state of readiness, organized through experience, exerting a directive or dynamic influence upon the individual’s response to all objects and situations with which it is related.“ Hieraus lässt sich ablesen, was auch Haug und Hintermair (2011, 234) festhalten: Eine Einstellung ist nicht unbedingt starr oder fest zementiert, sondern kann in Abhängigkeit von neuen Erfahrungen und/oder neuem Wissen bis zu einem bestimmten Ausmaß flexibel sein.

Eltern tauber Kinder sind in hohem Maße gefordert, sich anzupassen und die besonders zu Beginn fremd anmutende Situation zu adaptieren. Darüber hinaus ist es na-

heliegend, dass Eltern in ihrer Verantwortungsfunktion ein starkes Bedürfnis danach haben, die Lebenswelt ihres Kindes zu verstehen. Dies ist jedoch außerordentlich schwierig, da die Lebenswelt des Kindes stark von der eigenen Lebens- und Erfahrungswelt abweicht. Daraus könnte der Impuls entstehen, diese Unterschiedlichkeit nicht wahrhaben zu wollen und stattdessen zu versuchen, das taube Kind in die eigene Lebenswelt einzugliedern. Ob und wie stark dies eintritt, hängt sehr von den Einstellungen der Eltern und ihrem Verständnis von Elternschaft, Miteinander, Familie usw. ab.

Umgekehrt spielen auch die Einstellungen der tauben Kinder eine Rolle, wenn es z. B. darum geht, später als Erwachsene Verständnis für die Situation ihrer Eltern aufzubringen, die seinerzeit aufgrund der Taubheit ihres Kindes zumeist völlig neues Terrain betreten haben.

Einstellungen, die Menschen mitbringen, wirken sich also auf Beziehungen aus, die sie miteinander führen; nicht zuletzt weil Einstellungen die individuelle Wahrnehmung beeinflussen. Erfahrungen, die innerhalb von Beziehungen gemacht werden, werden durch die Brille der vorhandenen Einstellungen erlebt und bewertet. Andererseits werden in Beziehungen Erfahrungen gemacht, die sich wiederum auf die Einstellungen der Individuen auswirken können. Es besteht also eine Wechselwirkung zwischen Einstellungen und Beziehungsentwicklung. Aufgrund welcher Schlüsselerlebnisse sich Einstellungen tatsächlich ändern, ist nicht vorhersehbar. Allport (1935, 810) erklärt, dass eine neue Erfahrung nicht zwangsläufig die vorhandenen Einstellungen verändern muss, da eine

Einstellung nicht mit der Summe aller Erfahrungen gleichzusetzen ist.

Hörende Eltern machen mit ihrem tauben Kind in mehrerer Hinsicht sehr viele neue Erfahrungen. Es stellt sich also die Frage, inwiefern die Erfahrungen mit dem eigenen tauben Kind relevant sind hinsichtlich der Einstellungen der Eltern; und weiterhin, welche Erfahrungen die Eltern und welche Erfahrungen die Kinder als Schlüsselerlebnisse ansehen.

### 3. Forschungsstand

Es gibt bereits einige Erfahrungsberichte von Eltern mit tauben Kindern und von tauben Kindern selbst. So berichtet bspw. eine Mutter bei Prillwitz (1986, 158 ff.) von ihrer Erfahrung eines entspannten und vertrauensvollen Familienlebens, in dem jedem Familienmitglied der Zugang zur Kommunikation durch den Einsatz von Gebärden möglich sei. Des Weiteren äußert ein tauber Sohn, dass er seine Wünsche nicht ausdrücken könnte, wenn seine Mutter keine Gebärden verstehen würde. Ein Vater fordert andere Eltern dazu auf, mit ihrem Kind zusammenzuarbeiten und sich mit dessen Behinderung auseinanderzusetzen, anstatt über dessen Kopf hinweg zu entscheiden. Nur so könnten familiäre Bindungen aufgebaut werden.

Kollien (2006, 417 f.), selbst taub, schildert die Erinnerungen an eine Geburtstagsfeier mit Verwandten. Alle unterhielten sich in Lautsprache miteinander, sodass er sich ausgeschlossen fühlte und verzweifelt war. Wenn die Verwandten darauf aufmerksam gemacht wurden, schwiegen sie anfangs, redeten dann überdeutlich mit ihm oder fingen immer wieder an, über den Umgang mit dem Taubsein zu diskutieren.

Der Film *Audism Unveiled* von Bahan, Bauman und Montenegro aus dem Jahr 2008 dokumentiert Diskriminierungserfahrungen tauber Menschen innerhalb ihrer Familien. Die tauben Menschen fühlen sich zu Hause nicht wohl, weil ihre Familien nicht fließend gebärden können, sodass sie bspw. an den gemeinsamen Mahlzeiten nicht gleichwertig teilhaben können. Wenn das taube Kind im Film fragt, worüber die anderen reden, erhält es Mal um Mal Antworten wie „später“ oder „Das ist nicht wichtig“. Zudem kommt es vor, dass lange Gespräche in wenigen Worten zusammengefasst oder nur begrenzte Informationen an das Kind weitergegeben werden (Sass-Lehrer & Benedict 2006, 179 f.). Um Kommunikationsbarrieren zu mindern und die soziale Beziehung zwischen der Familie und dem tauben Kind zu stabilisieren, sollte nach Marschark (2007, 14, 16) die Gebärdensprache von Anfang an beteiligt sein.

Mit der Frage, welche Auswirkungen die elterlichen Einstellungen auf das taube Kind haben, beschäftigt sich die Wissenschaft schon seit einigen Jahren. So belegten Hadadian und Rose (1991, 275), dass positivere Einstellungen eines Vaters mit einem besseren Sprachverständnis des Kindes einhergehen. Sardar und Kadir (2012, 148) weisen einen Zusammenhang zwischen den Einstellungen der Eltern und dem Selbstbewusstsein ihrer tauben Kinder nach. Demnach haben taube Kinder, deren Mütter (Eltern) gebärdensprachkompetent sind, ein höheres Selbstbewusstsein als diejenigen, in deren Familie lautsprachlich kommuniziert wird.

Im Folgenden geht es darum, welche Perspektiven Eltern und Kinder selber auf Fragen nach Einstellun-

gen, Familienkommunikation und ‚taub-hörendes familiäres Miteinander‘ insgesamt haben.

### 4. Methodik

Beide diesem Artikel zu Grunde liegenden Arbeiten (Marks 2014; Schmitz 2014) haben für ihre Untersuchung einen qualitativen Ansatz gewählt und teilstrukturierte Interviews verwendet, über die die Kern-daten gewonnen wurden. In beiden Fällen wurden ausführliche Interviews geführt, allerdings mit nur wenigen Proband\_innen, sodass die Ergebnisse nicht als repräsentativ angesehen werden können. Der größte methodische Unterschied zwischen beiden Untersuchungen liegt darin, dass in Schmitz' Untersuchung dem Interview ein Fragebogen zugrunde lag, den die Eltern zuvor ausgefüllt hatten, während in Marks' Untersuchung dem Interview eine schematische Darstellung mit Netzwerkkarten vorausging, auf der das anschließende Interview basierte (s. u.).

In Marks' Untersuchung liegt der Fokus auf der Frage, ob die Taubheit eines Familienmitglieds die Beziehungsgestaltung innerhalb der Familie beeinflusst. Für die Erhebung der Daten wurde die Netzwerkforschung genutzt. Einzelne Beziehungen sowie deren Bedeutung können außerdem mithilfe eines egozentrierten Netzwerks untersucht werden (Wolf 2010, 471). Das bedeutet, dass einzelne Personen und deren Beziehungen untereinander beschreiben. Marks nutzte diese Forschungsmethode als visuelle Unterstützung. Mithilfe von Spielfiguren, die unterschiedlich positioniert werden konnten, sollte festgestellt werden, wie groß die seitens

der tauben Kinder empfundene Distanz zwischen den Familienmitgliedern ist (Straus 2010, 527 ff.). Diese Methode diente den Proband\_innen als Reflexionsstütze. Zudem wurde vor und nach jedem Interview anhand einer Skala nach dem Zugehörigkeitsgefühl zur Familie gefragt. So konnte ein Eindruck gewonnen werden, wie stabil die Beziehung ist.

Die insgesamt drei Interviews mit erwachsenen tauben Kindern hörender Eltern wurden in Gebärdensprache geführt und dauerten im Durchschnitt ca. 35 Minuten. Die Auswertung der Interviews fand anhand von vier Kategorien statt: Kommunikation, sozialer Umgang, Kontakt und Zugehörigkeit. Als Hauptergebnis kann festgehalten werden, dass sich die Taubheit eines Kindes auf die Beziehungsgestaltung innerhalb einer ansonsten ‚hörenden Familie‘ auswirkt. Wie stark dies der Fall ist, hängt jedoch von vielen weiteren Faktoren ab und kann variieren.

Der Fokus in Schmitz' Arbeit liegt auf den Einstellungen, die hörende Eltern tauber Kinder gegenüber tauben Menschen haben, und auf der Frage, ob und falls ja wodurch sich diese im Laufe der Zeit änderten. In dem zuvor ausgefüllten Fragebogen hatten die Elternteile angegeben, inwieweit sie verschiedenen pauschalisierenden Aussagen über taube Menschen zustimmen oder nicht. Dieser Fragebogen musste seitens der Eltern zweifach ausgefüllt werden: Einmal in Bezug auf die gegenwärtigen Einstellungen und ein zweites Mal in Bezug auf die erinnerten Einstellungen zum Zeitpunkt der Diagnose. So wurde ein ungefähres Bild davon entworfen, ob und inwiefern sich die Einstellungen der Eltern aus deren Sicht verändert hatten. Auf dieser

Grundlage wurden die Eltern im Interview danach gefragt, wie sie sich die Änderung ihrer Einstellungen selbst erklärten – ob es hierfür z. B. Schlüsselerlebnisse gegeben hätte. Die Eltern wurden somit gebeten, selber Zusammenhänge herzustellen und Erklärungsmuster für die Entstehung und Entwicklung ihrer Einstellungen zu erschließen.

Die in Lautsprache geführten Interviews wurden mit fünf einzelnen Elternteilen tauber Kinder geführt und dauerten durchschnittlich 90 Minuten. Ausgewertet wurden die erhobenen Daten mithilfe der Qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2007). So wurden durch induktive Kategorienbildung elf Faktoren ermittelt, die das Hauptergebnis der Untersuchung darstellen. Diese elf Faktoren können als Schlüsselerlebnisse in den Biografien der Eltern angesehen werden: Am ausführlichsten und intensivsten beschrieben wurden die Erfahrungen mit dem eigenen tauben Kind. Weiterhin waren Kontakte zu erwachsenen tauben Menschen, zu anderen Eltern tauber Kinder und zu medizinischen und pädagogischen Fachkräften ausschlaggebend. Aber auch intrinsische Faktoren, wie innere Prozesse der Eltern, oder auch gesellschaftliche Faktoren konnten ermittelt werden. Diese Einflussfaktoren bzw. Schlüsselerlebnisse hatten nachhaltig Auswirkungen auf die elterlichen Einstellungen gegenüber tauben Menschen.

Trotz der zuvor aufgezeigten Unterschiede im methodischen Vorgehen der beiden Untersuchungen lassen sich die gewonnenen Ergebnisse aufgrund der Übereinstimmung grundsätzlicher Merkmale beider Herangehensweisen miteinander in Beziehung setzen, wodurch es auch

möglich wird, weitere Schlussfolgerungen zu ziehen.

## 5. Perspektiven der Kinder und der Eltern

Die Aussagen aus den Interviews werden im Folgenden – gestützt durch weitere Forschungsliteratur – dargestellt. Die Erfahrungen, Perspektiven und Erklärungsmuster der tauben Kinder und der hörenden Eltern werden einzeln für sich skizziert, um ein möglichst umfassendes Bild der jeweiligen Perspektive zu erhalten. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Kommunikation. Ein weiterer, wichtiger Aspekt behandelt die Zugehörigkeit des tauben Familienmitglieds zu einer sprachlich-kulturellen Minderheit. Das wirft Fragen danach auf, welche Auswirkungen diese Tatsache auf die Familienbeziehungen hat, welche taubenspezifischen Bedürfnisse sich daraus ergeben, wie die Eltern diese einschätzen und welcher Umgang mit ihnen sich für sie ergibt.

### 5.1. Perspektive der erwachsenen tauben Kinder

In den Interviews finden sich mehrfach Aussagen, welche die Bedeutung der Gebärdensprache für die Kommunikation tauber Kinder betonen. So befindet einer der drei tauben Proband\_innen, der mit seinen Eltern lautsprachlich kommuniziert, dass Eltern Grundlagen der Gebärdensprache und das Fingeralphabet beherrschen sollten. Die zwei anderen Befragten meinen, es sei anstrengend für sie, sich den Eltern anzupassen und zu sprechen. Dies sei der Fall, obwohl fast alle Familienmitglieder einen Grundwortschatz an Gebärden

beherrschten und ihn parallel zum Sprechen anwendeten.

Auch List (2006, 116) zufolge passen sich taube Menschen ihren Familien in der Regel an und kommunizieren lautsprachlich oder schriftsprachlich mit ihnen, ohne sich hierbei richtig wohlfühlen, da ihnen die visuelle Anregung fehlt. Laut Jókay (1995a, 295) muss davon ausgegangen werden, dass orale Erziehung in Störungen innerhalb der Eltern-Kind-Beziehungen sowie -Interaktionen mündet. Sie führt das Beispiel an, dass stetige Korrektur der Aussprache durch die Eltern bei den Kindern den Eindruck hinterlassen kann, den eigenen Eltern mangle es an wahrhaftigem Interesse für die seitens der Kinder erzählten Erfahrungen. Marshark (2007, 14, 17) erklärt, dass die Gebärdensprache von Anfang an als Familienkommunikation verwendet werden sollte.

Mit dem Auszug aus dem Elternhaus und mit einem von der Familie getrennten Alltag spitzt sich für erwachsene taube Kinder die Problematik der Familienkommunikation zu. Da die hörenden Familienmitglieder die Gebärdensprache seltener benutzen, weil sie das taube Familienmitglied nicht mehr so oft sehen, vergessen sie zunehmend Gebärdenvokabeln. Einer von drei Befragten empfindet es als anstrengend, dass seine Mutter und sein Bruder Vokabeln vergäßen, weshalb die Kommunikation mühsam sei.

Anknüpfend an die Wahl der Sprache und Kommunikationsform erzählen zwei der erwachsenen Kinder, dass ihre Mütter manchmal familieninterne Gespräche für sie dolmetschten. Eines der beiden Kinder führt aus, dass es eine solche Strategie nicht als Lösung empfinde, da es

in solchen Momenten nicht spontan mitdiskutieren könne und somit von der gemeinsamen Unterhaltung ausgeschlossen sei.

Auch das Setting, in dem die Kommunikation stattfindet, spielt eine Rolle für das Wohlbefinden der Beteiligten. Zwei der tauben Befragten beschreiben Konversationen als angenehmer, wenn sie zu zweit stattfinden anstatt in Gruppen. Demgegenüber berichten alle tauben Befragten, dass sich die Kommunikation zwischen ihnen und ihrem Gegenüber verändere, sobald weitere Personen dazustießen. Cain (2007) bestätigt, dass durch das Hinzukommen einer weiteren Person eine Kommunikationssituation gefördert oder auch gehemmt werden kann. Konkret berichten die tauben Kinder, dass ihre hörenden Gesprächspartner\_innen sich schnell von einer weiteren Person ablenken ließen und mit dieser ein Gespräch anfangen, ohne die taube Person zu involvieren oder sich für die Unterbrechung zu entschuldigen. Solche Situationen würden als sehr verletzend empfunden.

Das Thema „Familienkommunikation“ wirft jedoch nicht nur Fragen zur Form der Kommunikation auf, sondern auch zu den Inhalten. Die tauben Proband\_innen erzählen, dass sie in ihren Familien zwar eine recht große Bandbreite an Gesprächsthemen hätten. Ein Proband hält jedoch auch fest, dass er sich nicht über längere Zeit uneingeschränkt mit der Familie unterhalten könne. Damit die Familie ihn verstehe, müsse er die Stimme verwenden. Das empfinde er als anstrengend und mühsam. Letztlich bedeutet das auch, dass er in lautsprachbegleitenden Gebärden (LBG) kommuniziert, also nicht in seiner Muttersprache. Hieran anknüp-

fend merken zwei Befragte an, dass sie sich lautsprachlich nicht so nuanciert und treffend ausdrücken könnten wie in Deutscher Gebärdensprache (DGS). Gotthardt-Pfeiffs (1999, 20) Aussage, dass in ‚taub-hörenden Familien‘ nur alltagsbezogen oder über notwendige Handlungen gesprochen wird, bestätigen die tauben Proband\_innen in dem Maße nicht. Allerdings berichten sie, dass es ihnen schwerfalle, Unterhaltungen auch über einen längeren Zeitraum zu führen. Hierin liegt die Gefahr, dass Nuancen unter den Tisch fallen.

Als Folge der Kommunikationsschwierigkeiten und des wiederholten Gefühls, ausgeschlossen zu sein, beschreibt ein tauber Befragter, es könne dazu kommen, dass das Interesse an Unterhaltungen oder gemeinsamen Unternehmungen mit den hörenden Familienangehörigen abnehme. Weitere Auswirkungen beschreiben zwei erwachsene Kinder: Sie verlören die Lust an familiärem Zusammensein, wenn es zu asymmetrischer Kommunikation komme. Jókay (1995a, 296) geht noch einen Schritt weiter und benennt als mögliche Konsequenz mangelnder Familienkommunikation nicht nur ein eingeschränktes Zugehörigkeitsgefühl, sondern auch verminderte aktive Teilhabe am Familienleben und ein daraus resultierendes mangelndes Selbstbild.

Ein tauber Proband berichtet jedoch auch, dass sich die Situation für ihn dadurch verbessert habe, dass er seine Bedürfnisse ausgesprochen habe. Daraufhin eingeführte Kommunikationsregeln hätten die Familienkommunikation für ihn erleichtert. Auch Widmer und Bodenmann (2008, 168, 181) halten fest, dass u. a. klare Strukturen, Regeln und Grenzen

wichtige Aspekte familiären Zusammenlebens sind.

Nicht nur auf kommunikativer Ebene, sondern auch in Bezug auf das Taubsein als Zugehörigkeit zu einer sprachlich-kulturellen Minderheit sehen die erwachsenen, tauben Kinder Aspekte, die das familiäre Miteinander beeinflussen. Das taube Kind befindet sich sowohl außerhalb als auch innerhalb der Familie in der Minderheit, umgeben von der dominanten, hörenden Mehrheitsgesellschaft, was sein Zugehörigkeitsgefühl zur Familie abermals beeinflusst.

Die Interviews mit den tauben Kindern beinhalten Aussagen, die in unterschiedliche Richtungen gehen: Zum einen kennen die Eltern der Proband\_innen die Taubenkultur und -gemeinschaft im Groben. Die Kinder fühlen sich von ihren Eltern angenommen, weil ihre Kultur akzeptiert wird und sie sich nicht für sie rechtfertigen müssen. Verstärkt wird dieses Akzeptanzgefühl durch die Erfahrung, dass die Eltern im Laufe der Zeit immer wieder für die (taubenspezifischen) Rechte des Kindes eingestanden sind und dafür gekämpft haben. Auf der anderen Seite ist die Taubenkultur im durch Hörende dominierten Familienalltag kaum relevant, sodass wohl beide Seiten relativ abgekapselt in der eigenen Kultur leben. Die tauben Kinder stellen fest, dass sie – verglichen mit Erfahrungen aus ihrer Kindheit und frühen Jugend – gegenwärtig in ihren Familien weniger Diskriminierung erleben würden und dass sie früher stärker ausgegrenzt worden seien. Sie führen dies auf das früher zunächst fehlende Bewusstsein der übrigen Familie über den Umgang mit Taubheit zurück. Als Auswirkung dieser Vergangenheit offenbaren die Befragten al-

lerdings auch, sich bis in die Gegenwart hinein verletzt zu fühlen.

Weiterhin beschreiben die befragten Kinder, von denen mittlerweile keines mehr in derselben Stadt wohnt wie der Rest der Familie, ihre heutige familiäre Bindung wie folgt: Zwei der Befragten fahren von Zeit zu Zeit nach Hause, weil sie sich zu ihrer Familie zugehörig fühlen. Das Zugehörigkeitsgefühl ist ein Faktor, der sich auf die Zufriedenheit innerhalb der Familienbeziehungen auswirkt (Eckert 2012, 37 ff., 49). In den Interviews beschreiben alle tauben Kinder ihre Zugehörigkeit zur Familie damit zu wissen, dass sie bei Problemen nicht allein gelassen würden. Darin zeigt sich die emotionale Bindung zu den Eltern.

Ein Proband kommentiert die Frage nach dem Zugehörigkeitsgefühl jedoch damit, dass er seine Familie öfter besuchen würde, als nur zu Familienfeiern oder ähnlichen Anlässen – vorausgesetzt, in seiner Gegenwart würde gebärdet.

Nach Voit (1977, 141) und Ahrbeck (1997, 27 f., 53) suchen taube Menschen mit zunehmendem Alter Zugehörigkeit zur Taubengemeinschaft. Dieser Einschätzung kann z. T. widersprochen werden. Alle drei Proband\_innen erzählen, dass sie sich bezüglich der Kommunikation in der Taubengemeinschaft wohler fühlten. Sie geben an, dass der Wert auf der Skala des Zugehörigkeitsgefühls zur Familie durch die Frage nach der Kommunikation sinkt. Dennoch beschreiben sie auf der anderen Seite auch, dass zu ihren Familien nicht nur ein faktisches Verwandtschaftsverhältnis existiere, sondern – und

das soll hier betont werden – auch eine emotionale Bindung. Dadurch wiederum nimmt bei allen Proband\_innen der Wert auf der Skala des Zugehörigkeitsgefühls zu.

## 5.2. Perspektive der hörenden Eltern

Auch die befragten Eltern gehen verstärkt auf das Thema „Kommunikation“ ein und greifen dazu die Perspektive der tauben Kinder und deren kommunikativen Bedürfnisse auf. Befragt nach ihrer Einstellung gegenüber der Gebärdensprache halten vier von fünf Elternteilen Gebärdensprache für eine vollwertige Sprache; in einem Fall wird dies verneint. Ebenso stimmen vier von fünf Elternteilen zwei weiteren Aussagen zu, aus denen sich eine positive Einstellung zur Gebärdensprache ablesen lässt, und durch die befürwortet wird, dass auch taube Kinder hörender Eltern Zugang zu Gebärdensprache haben sollten. Diese vier Elternteile bestätigen die Aussage, dass auch hörende Eltern DGS lernen könnten und ein taubes Kind hörender Eltern somit nicht automatisch lautsprachlich aufwachsen müsse. Gleichzeitig geben jedoch lediglich zwei der fünf interviewten Elternteile an, DGS zu beherrschen und diese auch in der Familienkommunikation anzuwenden.<sup>1</sup> Es gibt also eine Diskrepanz zwischen der Einstellung gegenüber der Gebärdensprache und deren Beherrschung. Zwei der drei lautsprachlich aufgewachsenen Kinder hätten den Eltern immer wieder vorgeworfen, dass diese keine Gebärdensprache gelernt hätten.

<sup>1</sup> Laut Hintermair & Lehmann-Tremmel 2001a, 98 verwendet ungefähr ein Drittel der Eltern in der Kommunikation mit ihrem tauben Kind auch Gebärden bzw. Gebärdensprache.

Die Eltern erkennen an, dass die Kinder heute als Erwachsene Oralismus oder auch das eigene CI ablehnten und sich nach wie vor von ihrer ‚hörenden Familie‘ wünschten, sie möge DGS lernen. Eine Mutter erzählt, dass sie einen DGS-Kurs gemacht habe, als ihr taubes Kind bereits erwachsen war. Sie habe Spaß am Erlernen einiger Grundgebärden gehabt, sagt aber, es sei zu spät gewesen. So habe sie trotz ihrer Bemühungen nur einen Einblick bekommen können. Rückblickend schließt sie, dass sie nicht in der Lage gewesen sei, sich in Gebärdensprache so umfassend und tiefgründig zu unterhalten wie es ihr in Lautsprache möglich sei.

Eine Mutter berichtet von ihrer Erfahrung, innerhalb der Familie die Rolle der Dolmetscherin zu übernehmen. Da ihr Mann kaum gebärden könne, übersetze sie häufig zwischen ihm und dem tauben Kind. Im lebendigen Familienalltag habe sie jedoch immer mal wieder vergessen zu dolmetschen, was sie als sehr problematisch für das Kind erachte.

Es ist außerdem naheliegend zu vermuten, dass die dolmetschende Person großen Druck und möglicherweise eine anhaltende Überforderung erlebt, wenn sie beiden Seiten nicht gerecht werden kann; zumal sie sich im Konflikt befindet, neben der Dolmetschverantwortung auch eine eigene Familienrolle innezuhaben. Pollard und Rendon (1999, 417f.) halten fest, dass das Dolmetschen durch einzelne Familienmitglieder nicht zwangsläufig eine negative Auswirkung haben muss. Allerdings beziehen sie sich dabei auf Dolmetschsituationen, in denen mit Personen außerhalb der Familie kommuniziert wird. Auf das Dolmetschen innerhalb der Familie kann dies sicher nicht eins zu eins übertra-

gen werden. Grundsätzlich halten Pollard und Rendon (1999, 418) jedoch fest, dass beim Dolmetschen durch Familienmitglieder immer sehr genau hingeschaut werden muss, ob sich tatsächlich alle Beteiligten mit dieser Kommunikationsform wohlfühlen – wobei an dieser Stelle kurz an die Aussage der interviewten tauben Kinder erinnert werden soll, dass sie sich beim innerfamiliären Dolmetschen benachteiligt gefühlt hätten. Pollard und Rendon (1999, 418) sehen das Risiko, dass es aufgrund des Dolmetschens zu Frustration und Versagenserfahrungen kommt oder dass Machtkämpfe über das Dolmetschen ausgetragen werden.

Ebenso wie die Kinder sehen auch die Eltern einen Unterschied darin, ob zu zweit oder in Gruppen kommuniziert wird und schätzen Letzteres als wesentlich barrierereicher ein. Ein Vater erzählt, dass sein Kind bspw. Familienfeiern meide. Es könne den Gruppengesprächen nicht folgen und fühle sich vernachlässigt und „nicht voll dabei“. Auch anschließende Gespräche über die Situation hätten das Gefühl des tauben Kindes, nicht dazuzugehören, nicht ändern können.

Die Eltern nehmen mit dem Erwachsenwerden ihres Kindes immer stärker wahr, dass es sich in einer anderen Lebenswelt befindet. Sie beschreiben die Existenz „zweier Welten“, die der Tauben und die der Hörenden. Dabei erkennen einige der Eltern durchaus an, dass ihr Kind sich in der tauben Welt wohler fühlt. So erzählt eine Mutter, dass ihr Kind mit dem Eintritt in die Gehörlosenschule aufgeblüht sei und endlich Freund\_innen gefunden habe, was vorher in der hörenden Welt nicht der Fall gewesen sei. Crowe (2003, 200) macht die mit dem Alterwerden zu-

nehmende Nähe zur Taubengemeinschaft daran fest, dass taube Jugendliche und junge Erwachsene bspw. lieber mit anderen Tauben Kontakt haben als mit nicht gebärdensprachkompetenten Familienmitgliedern. An dieser Stelle soll an die oben erwähnte Aussage der erwachsenen tauben Kinder erinnert werden, die neben Schwierigkeiten auch die emotionale Bindung und das Zugehörigkeitsgefühl zur Familie beschrieben haben. Es lässt sich hier sehr gut erkennen, wie widersprüchlich die Bedürfnisse sind, gerade auch in Bezug auf beide Kulturen, mit denen das taube Kind konfrontiert ist.

Mehrere Eltern bestätigen, selbst Kontakte mit der Taubenkultur zu haben, wenn auch in sehr unterschiedlichem Maße. Besonders interessant ist dabei, dass der Großteil an Erfahrungen mit der Taubenkultur über das eigene Kind gemacht wurde – in ähnlicher Weise hätten die Eltern auch das meiste Hintergrundwissen zur Taubenkultur über ihr Kind erhalten – und dass sich dies außerdem sehr positiv auf die Einstellungen der Eltern ausgewirkt habe.

Ein weiterer Aspekt, der Auswirkungen auf die Einstellungen der Eltern hatte, war Kontakt zu anderen tauben Erwachsenen, den jedoch nur zwei der fünf Elternteile hatten. Das Bild, das diese beiden von tauben Menschen, von der Taubenkultur und der Gebärdensprache hatten, wurde durch diesen Kontakt sehr positiv beeinflusst. Beide erzählen, dass die Begegnungen mit den tauben Erwachsenen sehr wichtige Schlüsselerlebnisse für sie gewesen seien. Sie hätten dadurch frühe Einblicke in die Taubenkultur bekommen. Diese Einblicke hätten ihnen ermöglicht, bereits frühzeitig neue



Perspektiven auf taube Menschen und ihre Lebenswelten zu erlangen. Beide Eltern wären dadurch sehr in ihrer Position, mit dem eigenen Kind zu gebärden, bestärkt worden. Zudem seien ihre Position als hörender Elternteil und ihre Beziehung zum Kind gestärkt worden. Auch Hintermair und Lehmann-Tremmel (2001b, 274) beschreiben die positiven Auswirkungen eines Kontakts zu erwachsenen tauben Menschen. Die Eltern hätten so die Möglichkeit, Einblicke in taube Lebenswelten zu bekommen. Dies helfe ihnen, sich für ihr taubes Kind verschiedene Zukunftsoptionen besser vorstellen zu können und sich neue auszumalen. Zudem könne der Austausch positiven Einfluss auf die Familienkommunikation haben. Für das taube Kind könne dies bedeuten, ein erwachsenes Vorbild zu haben, mit dem es sich auf andere Weise identifizieren könne als mit den Eltern (Hintermair & Lehmann-Tremmel 2001a, 102).

Weiterhin berichten alle fünf befragten Elternteile ausnahmslos von dem starken Druck, der von medizinischen und pädagogischen Fachkräften ausgegangen sei. Sie als Eltern seien gedrängt worden, Sprechübungen mit ihren tauben Kindern zu machen; von einem Einbezug der Gebärdensprache sei vehement abgeraten worden. Mehrere Elternteile beschreiben in den Interviews eindrücklich das Gefühl, sich im Mittelpunkt eines „ideologischen Kampfes“ befunden zu haben. „Es gab nur schwarz oder weiß“, betont eine Mutter, eine andere erzählt vom „Gebärdensprach-Äquator“. Alle beschreiben eindrücklich, dass es außerordentlich schwierig sei, diesem Druck standzuhalten. Das eigene Kind vor verletzenden Kommentaren zu be-

schützen, den eigenen Weg – z. B. mit dem Kind zu gebärden – zu gehen, es vor medizinischen und/oder pädagogischen Fachkräften zu verteidigen, ihm gebärdensprachige bzw. bilinguale Bildung zu ermöglichen und vieles mehr habe immer wieder enorm viel Kraft gekostet.

Der Literatur ist zu entnehmen, dass dies nicht nur die Erfahrung vieler Eltern ist, deren Kinder heute erwachsen sind, sondern dass von Eltern immer noch „die Wahl des ‚richtigen‘ Ansatzes“ gefordert würde (Kremer 2014, 89). Während jedoch lautsprachliche Förderansätze weit verbreitet und in mehrerer Hinsicht leicht zugänglich seien, würden gebärdensprachliche bzw. bilinguale Ansätze sehr viel weniger gefördert. Die Familie stehe an diesem Punkt also zusätzlich vor der großen Hürde, gebärdensprachliche Förderung für das taube Kind und die hörenden Familienmitglieder zu erhalten und zu finanzieren (ebd.).

Demgemäß fordert auch Hintermair (1999, 606) Unterstützung für taube Kinder und hörende Eltern, die im Sinne einer bedürfnisorientierten Stärkung stattfindet, ohne ihnen dabei Verpflichtungen nach Schema F aufzubürden.

## 6. Schlussfolgerungen und Ausblick

Bei der Betrachtung der Eltern-Kind-Beziehungen aus der Perspektive beider Seiten wurde besonders die innerfamiliäre Kommunikation unter die Lupe genommen. Selbstverständlich spielen jedoch eine ganze Reihe von Faktoren eine Rolle, die in ihrer Gesamtheit nur schwer auszumachen sind. Diese Mehrdimensionalität beschreibt auch Jókay (1995b, 478) und benennt die gesellschaft-

liche Stigmatisierung tauber Menschen als einen von vielen Einflussfaktoren auf familiäre Beziehungen. Eine Mutter beschreibt in den Interviews, dass sie enorm viel Energie und Zeit habe aufwenden und einen inneren Prozess habe durchlaufen müssen, um sich von einigen Außeninflüssen zu lösen und ihre Überzeugung, mit der Tochter zu gebärden, durch- und umsetzen zu können.

Wiederum ist es genau dieser Aspekt, nämlich von Anfang an in der Familie Gebärdensprache zu verwenden, der für die erwachsenen tauben Kinder heute das größte Anliegen ist. Die Kinder der vorgestellten Untersuchungen würden sich heute wünschen, mit ihren Familien flüssiger, tiefgründiger bzw. überhaupt gebärden zu können und dass dies innerhalb der Familienkommunikation für alle selbstverständlich wäre. Natürlich soll an dieser Stelle die Schwierigkeit nicht außer Acht gelassen werden, dass DGS für hörende Eltern wohl immer eine Fremdsprache bleiben wird, in der sie sich möglicherweise nie so nuanciert und authentisch werden ausdrücken können wie in ihrer Muttersprache. Dennoch stehen die betreffenden beiden gebärdenden Elternteile bis heute voll hinter ihrer Entscheidung, mit dem eigenen Kind einen bilingualen Weg unter Einbezug der Gebärdensprache gewählt zu haben. Die mit ihrem Kind lautsprachlich kommunizierenden Eltern hingegen stellen sich eine gebärdensprachliche Familienkommunikation in der Umsetzung schwierig vor. Auf der anderen Seite verstehen sie die Gebärdensprache als Muttersprache ihrer Kinder und sehen im Nachhinein viele Vorteile darin, dass taube Menschen in Gebärdensprache kommunizieren.

Sicherlich gilt, dass es Eltern ein essenzielles Bedürfnis ist, mit ihrem Kind in der eigenen Muttersprache zu kommunizieren. Beziehungen, bei denen es so sehr um Vertrauen, Nähe, Persönlichkeitsentwicklung und Identität geht, wie bei denen innerhalb einer Familie, in einer Fremdsprache pflegen zu müssen, ist für Eltern eine enorme Herausforderung – wenn nicht gar Überforderung. Auf der anderen Seite gelten genau diese Aspekte ebenso für die Kinder – wenn nicht noch in stärkerem Maße, da sie eben diese Identität überhaupt erst entwickeln müssen. An dieser Stelle wird besonders deutlich, in welchem Dilemma sich die ‚hörend-taube Eltern-Kind-Beziehung‘ befindet: Eine Familie scheint zu klein für zwei Welten zu sein.

Auf kultureller Ebene lässt sich schlussfolgern, dass gegenseitiges Interesse, gegenseitiges Zuhören und regelmäßiger Austausch über die Kulturen zu einem besseren Verständnis füreinander, für die jeweilige familiäre und gesellschaftliche Position und zu gegenseitiger Annäherung führen. Wenn die Familienmitglieder über die jeweils andere Kultur Bescheid wissen, wird eine Hürde niedriger, die sonst zur Entfremdung beitragen kann. So kann vermieden werden, dass die Beziehungen oberflächlich werden. Hier sollen noch einmal die Erfahrungen der Eltern aufgegriffen werden, die schon früh Kontakt zu tauben Erwachsenen und zur Taubenkultur hatten. Für sie war dies ein sehr wichtiger Schlüssel, zum einen für die Verarbeitung des Diagnoseschocks und zum anderen, um Einblicke in die Lebenswelt tauber Menschen zu erhalten. Daran wiederum hängen Sicherheit im Umgang mit dem eigenen tauben

Kind, Hintergrundwissen zur Kultur als Minderheit und einiges mehr.

Eine Möglichkeit, dies zu unterstützen, könnte in Form von Plattformen geschaffen werden, die einen Austausch zwischen jungen hörenden (und tauben) Eltern, tauben Kindern – erwachsenen und jüngeren – und bereits erfahreneren Eltern ermöglichen. Beim Bundeselternverband gehörloser Kinder e. V. geschieht dies bereits. Allerdings möchten wir uns dafür aussprechen, explizit erwachsene taube Kinder vermehrt in den Austausch einzubinden und ihre Erfahrungen wertzuschätzen; ebenso wie die Erfahrungen von Eltern, deren Kinder bereits erwachsen und von Zuhause ausgezogen sind. Die Interviews haben gezeigt, dass sich die Einstellungen der Eltern zu Taubheit, Gebärdensprache und Taubenkultur im Laufe der Zeit ändern. Verantwortlich hierfür sind verschiedene Einflussfaktoren wie erweitertes Hintergrundwissen, ggf. Erlernen der DGS, Gespräche mit Fachkräften, anderen Eltern und tauben Menschen. In erster Linie jedoch haben die Erfahrungen, welche die Eltern mit dem eigenen tauben Kind machen – vor allem, wenn sie sehen, wie selbstständig das Kind lebt und was es alles erreichen kann –, einen positiven Einfluss auf ihr Bild von tauben Menschen. Diese Erfahrungen an jüngere Eltern weiterzugeben und sie mit ihnen zu teilen, könnte sich enorm positiv auf die Einstellungen der jüngeren Eltern auswirken.

Abschließend soll betont werden, dass in diesem Feld wesentlich mehr geforscht werden muss. Die unterschiedlichen Perspektiven der einzelnen Familienmitglieder und daran anknüpfend auch die verschiedenen Familienbeziehungen und -konstel-

lationen sollten genauer untersucht werden (vgl. Hintermair & Lehmann-Tremmel 2001b, 276). Denn nur so können z. B. Frühförder- und Beratungsstellen für Familien individueller auf deren konkreten Bedürfnisse insgesamt sowie auf die unterschiedlichen Bedürfnisse der einzelnen Familienmitglieder eingehen und sie unterstützen.

Damit in einer Familie zwei Welten Platz haben, braucht es in erster Linie ein gegenseitiges Sich-Annehmen, Geduld, regelmäßigen Austausch, Offenheit, ein Sich-Begegnen auf Augenhöhe und eben auch eine individuelle, breit aufgestellte Beratung von außen. Vor allem aber brauchen taube Kinder ein Gebärdensprach-Angebot und einen regen Kulturaustausch, gerade im Kontext Familie. Hörende Eltern brauchen breit gefächerte Unterstützung, um ihren Kindern dieses Angebot machen zu können und um immer wieder Motivation dafür zu finden, zwei Welten in ihrer Familie zu vereinen.

## Literatur

- Ahrbeck, Bernd (1997): *Gehörlosigkeit und Identität*. Hamburg: Signum Verlag.
- Albers, Timm (2011): *Mittendrin statt nur dabei. Inklusion in Krippe und Kindergarten*. München: Reinhardt.
- Allport, Gordon (1935): „Attitudes“. In: Carl Murchison (Hg.): *A handbook of social psychology*. Worcester: Clark University Press, 798–844; <http://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=mdp.39015002361205;view=1up;seq=826> (29.01.2016).
- Bahan, Ben; H-Dirksen L. Bauman & Facundo Montenegro (2008): *Audism Unveiled*. Ein

- Dokumentarfilm. San Diego: Dawn SignPress; <http://www.dawnsign.com/audism> (03.02.2016).
- Cain, Katharina (2007): „Das behinderte Kind in der Familie – Die Sicht der Eltern und Geschwister“; <http://bidok.uibk.ac.at/library/cain-familie.html#idp77995648> (29.01.2016).
- Cloerkes, Günther (2007): *Soziologie der Behinderten. Eine Einführung*. 3. überarb. u. erw. Aufl. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Crowe, Teresa V. (2003): „Self-Esteem Scores Among Deaf College Students: An Examination of Gender and Parents' Hearing Status and Signing Ability“. In: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 8/2, 199–206.
- Deutsche Gesellschaft zur Förderung der Gehörlosen und Schwerhörigen e. V. (1998): *Hörgeschädigte Kinder – Gehörlose Erwachsene. Informationen und Empfehlungen*. Hamburg: Signum Verlag.
- Eckert, Andreas (2012): *Familie und Behinderung. Studien zur Lebenssituation von Familien mit einem behinderten Kind*. Hamburg: Kovac.
- Gloger-Tippelt, Gabriele (1997): „Familienbeziehungen – Formen und Wirkungen aus psychologischer Sicht“. In: Laszlo A. Vaskovics (Hg.): *Familienleitbilder und Familienrealität*. Opladen: Leske+Budrich, 83–95.
- Gotthardt-Pfeiff, Ulrike (1999): *Gehörlosigkeit in Ehe und Familie. Beziehungs- und Umgangsformen kommunikativ Behinderter*. Villingen-Schwenningen: Neckar-Verlag.
- Hackenberg, Waltraud (1992): *Geschwister behinderter Kinder im Jugendalter – Probleme und Verarbeitungsformen*. Berlin: Ed. Marhold im Wiss.-Verlag Spiess.
- Hadadian, Azar & Susan Rose (1991): „An investigation of parents' attitudes and the communication skills of their deaf children“. In: *American Annals of the Deaf* 136, 273–277.
- Hantel-Quitmann, Wolfgang (2013): *Basiswissen Familienpsychologie – Familien verstehen und helfen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Haug, Tobias & Manfred Hintermair (2011): „Einstellungen Studierender zu gehörlosen Menschen und zu Fragen der Bildung gehörloser Kinder. Teil 1“. In: *Das Zeichen* 88, 234–245.
- Hausendorf, Heiko (2000): *Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung*. Tübingen: Niemeyer.
- Hintermair, Manfred (1999): „I have a dream ... Wünsche eines Psychologen an Beratungs- und Förderkonzepte für Familien mit hörgeschädigten Kindern im nächsten Jahrhundert“. In: *Das Zeichen* 50, 602–608.
- Hintermair, Manfred & Ursula Horsch (1998): *Hörschädigung als kritisches Lebensereignis. Aspekte der Belastung und Bewältigung hörgeschädigter Kinder*. Heidelberg: Groos (Heidelberger Beiträge zur Gehörlosenbildung und Schwerhörigenbildung; 3).
- Hintermair, Manfred & Gertrud Lehmann-Tremmel (2001a): „Soziale Unterstützung von Eltern hörgeschädigter Kinder. Teil I: Theoretische Aspekte und Befunde zur Häufigkeit erfahrener Unterstützung“. In: *Das Zeichen* 55, 96–103.
- Hintermair, Manfred & Gertrud Lehmann-Tremmel (2001b): „Soziale Unterstützung von Eltern hörgeschädigter Kinder. Teil II: Theoretische Aspekte und Befunde zur Häufigkeit erfahrener Unterstützung“. In: *Das Zeichen* 56, 268–277.
- Jókay, Eszter (1995a): „Hörende Familien mit gehörlosen Kindern – sind die Probleme schon vorprogrammiert? Teil I“. In: *Das Zeichen* 33, 294–301.
- Jókay, Eszter (1995b): „Hörende Familien mit gehörlosen Kindern – sind die Probleme schon vorprogrammiert? Teil II“. In: *Das Zeichen* 34, 473–479.
- Kollien, Simon (2006): „Als Gehörloser die Welt sehen – fehlt da etwas?“. In: Manfred Hintermair (Hg.): *Ethik und Hörschädigung*. Heidelberg: Median-Verlag von Killisch-Horn, 399–425.
- Kremer, Swen (2014): „Eltern hörbehinderter Kinder – der Weg zu Bilingualität und Inklusion. Bildung für hörbehinderte Kinder barrierefrei zugänglich machen – eine Mammutaufgabe für Eltern“. In: *Das Zeichen* 96, 82–90.
- Ladd, Paddy (2008): *Was ist Deafhood? Gehörlosenkultur im Aufbruch*. Aus dem Englischen übersetzt von Marion Maier, Rachel Rosenstock & Gabriele Langer. Seedorf: Signum Verlag.
- Lenz, Karl & Frank Nestmann (2009): „Persönliche Beziehungen – eine Einleitung“. In: Karl Lenz & Frank Nestmann (Hg.): *Handbuch Persönliche Beziehungen*. Weinheim: Juventa-Verlag, 9–28.
- List, Günther (2006): „Hörschädigung und Sprache – Geschichte des pädagogischen Deutungssystem“. In: Manfred Hintermair (Hg.): *Ethik und Hörschädigung*. Heidelberg: Median-Verlag von Killisch-Horn, 75–119.
- Marschark, Marc (2007): *Raising and educating a deaf child. A comprehensive guide to the choices, controversies, and decisions faced by parents and educators*. Oxford: Oxford University Press.

- Marks, Swantje (2014): „Beeinflusst die Taubheit eines Familienmitglieds die Beziehungsgestaltung innerhalb der Herkunftsfamilie?“. Humboldt-Universität zu Berlin [Bachelor-Arbeit, unveröff.].
- Mayring, Philipp (2007): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 9. überarb. u. erw. Aufl. Weinheim: Beltz-Verlag.
- Pollard, Robert & Marie Rendon (1999): „Familien mit gehörlosen und hörenden Mitgliedern: Vorteile optimal nutzen und Risiken klein halten“. In: *Das Zeichen* 49, 412–419.
- Prillwitz, Siegmund (1986): *Die Gebärde in Erziehung und Bildung Gehörloser. Internationaler Kongress am 9. und 10. November 1985 im Congress Centrum Hamburg*. Hamburg: Verlag hörgeschädigte Kinder.
- Sardar, Effat Hamed & Rusnani Abdul Kadir (2012): „Mothers' attitudes and self-esteem among deaf children in Iranian high schools“. In: *Asian Social Science* 8, 147–152.
- Sass-Lehrer, Marilyn & Beth Sonnenstrahl Benedict (2006): „Partnerschaften zwischen Gehörlosen und Hörenden“. In: Manfred Hintermair (Hg.): *Ethik und Hörschädigung*. Heidelberg: Meidan-Verlag von Killisch-Horn, 171–189.
- Schmitz, Henrike (2014): „Wodurch verändern sich Einstellungen von Eltern gehörloser Kinder zu Gehörlosen?“. Humboldt-Universität zu Berlin [Bachelor-Arbeit, unveröff.].
- Straus, Florian (2010): „Netzwerkarten – Netzwerke sichtbar machen“. In: Christian Stegbauer & Roger Häußling (Hg.): *Handbuch Netzwerkforschung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft, 527–538.
- Voit, Helga (1977): *Sprachaufbau beim gehörlosen Kind aus der Perspektive gestörter Beziehung*. Rheinstetten-Neu: Schindele.
- Widmer, Mirjam & Guy Bodenmann (2008): „Beziehungen in der Familie“. In: Robert F. Schneider (Hg.): *Lehrbuch Moderne Familiensoziologie*. Opladen: Budrich, 167–181.
- Wolf, Christof (2010): „Egozentrierte Netzwerke: Datenerhebung und Datenanalyse“. In: Christian Stegbauer & Roger Häußling (Hg.): *Handbuch Netzwerkforschung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaft, 471–484.



**Swantje Marks**, taub, ist Studentin des Master-Studiengangs „Sonderpädagogik“ mit dem Nebenfach Sozialkunde an der Humboldt-Universität zu Berlin. Den Bachelor-Studiengang „Rehabilitationswissenschaften mit Schwerpunkt Gebärdensprach- und Audiopädagogik“ mit dem Nebenfach Sozialkunde hat sie 2014 abgeschlossen.

E-Mail: [swantje.marks@gmx.de](mailto:swantje.marks@gmx.de)

**Henrike Schmitz**, hörend, hat 2014 an der Humboldt-Universität zu Berlin den Bachelor-Studiengang „Deaf Studies“ abgeschlossen und steht kurz vor der Beendigung des Bachelor-Studiengangs „Rehabilitationswissenschaften mit Schwerpunkt Gebärdensprach- und Audiopädagogik“ mit dem Nebenfach Sozialkunde. Zudem ist sie Studentin des Master-Studiengangs „Gebärdensprachdolmetschen“.

E-Mail: [henrike.schmitz@web.de](mailto:henrike.schmitz@web.de)